

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

d

Connie Palmen
Du sagst es

ROMAN

Aus dem Niederländischen von
Hanni Ehlers

Diogenes

Titel der 2015 bei Prometheus, Amsterdam,
erschienenen Originalausgabe:

›Jij zegt het‹

Copyright © 2015 by Connie Palmen

Covermotiv: Foto von Hans Beacham,

›Sylvia Plath, Ted Hughes‹ [undatiert]

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2016

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

150/16/44/1

ISBN 978 3 257 06974 7

Für die meisten Menschen existieren wir, meine Braut und ich, nur in Büchern. In den vergangenen fünfunddreißig Jahren habe ich mit ohnmächtigem Grauen zusehen müssen, wie unser wahres Leben unter einer Schlammlawine aus apokryphen Geschichten, falschen Zeugnissen, Gerüchten, Erfindungen, Mythen verschüttet wurde, wie man unsere wahren, komplexen Persönlichkeiten durch klicheehafte Figuren ersetzte, zu simplen Images verengt, für ein sensationslüsternes Leserpublikum zurechtstutzte.

Und da war sie die zerbrechliche Heilige und ich der brutale Verräter.

Ich habe geschwiegen.

Bis jetzt.

Sie hatte etwas von einer religiösen Eiferin, mit diesem hektischen Streben nach einer höheren Form von Reinheit, der heiligen, gewaltsamen Bereitschaft, sich – ihr altes, falsches Selbst – zu opfern, sich umzubringen, damit sie neu geboren werden könne, sauber, frei und vor allem echt.

In den sieben Jahren, die wir zusammen verbrachten, habe ich sie in Gegenwart anderer – auch der unserer Kinder – nie so gesehen, wie sie war, wie ich sie kannte, die Frau, mit der ich lebte, die Frau, die mir bei unserer ersten

Begegnung, mit den Füßen stampfend wie eine brünstige Stute, in die Wange biss, dass Blut floss.

Wir fielen uns nicht in die Arme, wir fielen übereinander her.

Schnaubend – vor Wonne, vor Freude – riss ich ihr das rote Haarband vom Kopf, zog ihr die silbernen Ohrringe ab, hätte ihr am liebsten das Kleid zerfetzt, sie von diesem ganzen Firlefanz der Konvention, der Artigkeit und guten Erziehung, der Unechtheit entblößt.

Es war grausam, es tat weh.

Es war echt.

Wir erbeuteten einander.

Keine vier Monate später habe ich sie geheiratet.

Ich hätte wissen müssen, dass eine Frau, die beißt, statt zu küssen, den, den sie liebt, auch bekämpft. Und ich hätte wissen müssen, dass ich mit dem Schmuck nur den äußeren Putz abgerissen und als Trophäe an mich genommen hatte. Wer eine Liebe so beginnt, sollte wissen, dass sich im Herzen dieser Liebe Gewalt und Zerstörung verbergen. Bis auf den Tod. Von Anfang an war es um einen von uns geschehen.

Es hieß, sie oder ich.

In der Urgewalt namens Liebe hatte ich eine Ebenbürtige gefunden.

Ich liebte sie, ich habe nie aufgehört, sie zu lieben. Wenn ihr Selbstmord die Falle war, in der sie mich fangen wollte, um mich zu verschlingen, in sich aufzunehmen, zu *einem* Körper zu werden, ist ihr das gelungen. Ein Bräutigam, der Geisel des Todes ist, in einer posthumen Ehe auf ewig mit

seiner Braut verbunden, so unzertrennlich von ihr, wie sie es wollte.

Ihr Name ist mein Name.

Ihr Tod ist mein Tod.

Ich glaube an so etwas wie ein echtes Selbst, und ich weiß, wie selten es ist, so ein Selbst sprechen zu hören, zu sehen, wie es sich aus dem Kokon der Falschheit und des Nichts-sagenden herausschält, aus den Scheingestalten, die wir anderen präsentieren, um ihnen zu gefallen, sie irrezuführen. Je gefährlicher das echte Selbst, desto raffinierter die Masken. Je ätzender das Gift, das wir am liebsten über andere ausspeien würden – um sie zu lähmen, zu töten –, desto süßer der Nektar, mit dem wir sie locken, zu uns zu kommen, in unserer Nähe zu sein, uns zu lieben.

Sie war ein süß duftendes Gefäß voll Venenum.

Ich war nie zuvor jemandem begegnet, bei dem Lieben und Hassen so nah beieinanderlagen, dass es fast keinen Unterschied gab. Sie wollte nichts lieber, als jemanden lieben, aber sie hasste es, wenn sie es tatsächlich tat. Sie wollte nichts lieber, als geliebt werden, aber sie hat jeden, der sie je geliebt hat, gnadenlos für diese Liebe bestraft.

Hinter einer Fassade umwerfender Fröhlichkeit verbarg sich ein scheuer Hase mit einer Seele aus Glas, ein Kind voller Ängste, voll alptraumhafter Bilder von Amputationen, Eingesperrtsein, Stromstößen. Und ich – der verliebte Schamane – betete das zerbrechliche, verwundete Mädchen an, ihr wahres Selbst, wollte tun, was die Liebe vom Liebenden verlangt: ihr Konterfei zertrümmern wie ein zärtlicher

Ikonoklast. Weil ich sie liebte, war es an mir, sie als Frau und Schriftstellerin aus der unechten Schale zu pellen, sie dazu zu bewegen, dass sie ihre eigene Stimme zu Gehör brachte. Die bange Stimme, die böse Stimme, die quengeilige Stimme, mit der sie über Nichtigkeiten nörgelte, die wortlose Stimme, mit der sie demütigte und schikanierte, die verbotene Stimme, mit der sie wie eine wütende Rache-göttin Bannflüche über jeden aussprach, der sie verletzte. Ihre steinerne Zunge sollte im Versmaß ihrer Seele tanzen können, der schwarzen Seele, vor der sie – zu Recht – Angst hatte. Es war an mir, sie aus diesem Tod auferstehen zu lassen.

Was ich damals nicht sah, war, dass ich damit auch mich selbst zu befreien suchte.

Ihr Wahnsinn ist mein Wahnsinn.

Von meinem dreizehnten Lebensjahr an bin ich mit dem Kopf voller Mythen, Sagen, Volksmärchen umhergelaufen, einer geheimen Welt magischen Wissens, bevölkert von grausamen Göttern, die ihre Söhne verschlingen, und mächtigen Göttinnen in ihrer jeweiligen Gestalt als Jungfrau, Mutter, Monster. Durch meine Schwester kamen noch die Astrologie, die Tarotkarten und das Ouija-Brett hinzu. Mit zwanzig konnte ich für meine Angehörigen, meine Freunde und deren Freundinnen, mit denen sie den Himmel teilen oder von denen sie sich möglichst weit fernhalten sollten, komplette Horoskope berechnen. Jeden Morgen schaute ich mir an, wie die Sterne und Planeten standen und was sie mir zu erzählen hatten.

Wenn ich am Tag unseres Kennenlernens auf das gehört

hätte, was sie mir nicht nur leise zuflüsterten, sondern laut-
hals zujaulten, hätte ich mich an jenem Abend in meinem
Zimmer eingeschlossen, wäre nicht zur Präsentation der
ersten – und übrigens auch letzten – Ausgabe unserer Poe-
siezeitschrift gegangen, hätte sie nie kennengelernt, oder
vielleicht zu einem anderen Zeitpunkt, einem, da nicht in
den Sternen gestanden hätte, dass mich eine verhängnis-
volle Begegnung erwarte, ein explosives Aufeinanderpral-
len astraler Energien, das mein Leben für immer verändern
werde.

Ich bin ein skeptischer Sterndeuter, ich habe zu wenig
daran geglaubt.

Ich ging.

Es war voll, laut, rauchig wie die Hölle. Unter all den exist-
entialistischen Männern in Rollkragenpullovern und den
mir allzu vertrauten blässlichen englischen Frauen erschien
sie wie eine langbeinige Göttin. Ihr Ruf an der Universität
war ihr schon vorausgeeilt, sie musste die überschwengliche
Amerikanerin sein, die schon einiges veröffentlicht hatte.

Vor mir ragte eine große, glänzend herausgeputzte Frau
auf, eine Erscheinung aus dem Gelobten Land. Wenn ich
ihre Marmorhaut berührte, würde ich die Hand über den
Atlantischen Ozean hinweg zur amerikanischen Literatur
hin ausstrecken. Mit ihrem perfekt gerundeten Gesicht und
ihrer bronzenen Satinhaut sah sie aus wie eine Schauspiele-
rin aus einem Hollywoodfilm. Ein Perlmutterlachen, Zähne
so weiß wie die eines Hais, zwischen blutrot geschminkten,
wulstigen Lippen blitzend, sonnenscheinblondes welliges
Haar, alles, was wild und ungestüm an ihr war, eingeschnürt

durch ein eng tailliertes Kleid, rot und schwarz, die Farben des Skorpions. Sie tanzte mit meinem besten Freund Lucas, etwas zu enthemmt, etwas zu schamlos, scheinbar halb in Trance, aber das war sie nicht, sie wollte, dass ich diese Balz anschaute. In der kurzen Stille, in der die Musik der Welt schweigt, die Natur den Atem anhält, um Kraft zu sammeln für einen verwüstenden Orkan, trat sie ein paar wacklige Schritte auf mich zu – meine betrunkene Göttin –, die schwarzbraunen Augen fiebrig vor Paarungsdrang.

Ich ging ihr entgegen, nannte sie bei ihrem Namen.

Ich sagte: »Sylvia.«

Überrascht, dass ich sie erkannt hatte, musste sie schreien, um den fetzigen Jazz und das Getöse der Männer zu überstimmen, und das tat sie, sie schrie, sie blaffte mir wie Hekate meine eigenen Sätze zu, ganze Strophen aus den Gedichten, die sie gerade in unserer Zeitschrift gelesen hatte, sie rief: »Ich habe es getan, ich.«

Sie war in das aufdringliche künstliche Aroma von Lilien und Frühlingsblüten eingehüllt, aber als ich sie packte und von der Tanzfläche wegführte, roch ich ihren echten Duft, schwer wie Moschus, süßsauerlich wie der Schweiß eines brünstigen Rehs. Mit dem Abdruck ihrer Zähne in meiner Wange ging ich als gebrandmarkter Mann in die Nacht.

Es war der 25. Februar 1956.

Ich war der Ihre.

Nicht vier, sondern siebenundzwanzig Tage später brach unser persönlicher Schalttag an, jenes zweifelhafte Geschenk der Götter, ein Überhang von vierundzwanzig Stunden, der die Summe der Ewigkeit stimmig machen soll.

Sie hatte noch einen Tag, bevor sie eine Reise durch Europa antreten würde. Sie schenkte ihn mir. Es war der Freitag, der meine Vergangenheit, meine Gegenwart und meine Zukunft bestimmen sollte.

Cambridge ist ein Dorf, eine Brutstätte von Klatsch und Tratsch. Auf Umwegen hatte sie erfahren, dass mein Freund Lucas und ich zweimal zu mitternächtlicher Stunde unter ihrem Fenster gestanden und – betrunken, laut ihren Namen singend – Erdklümpchen gegen ihre Scheibe im dritten Stock geworfen hatten, gegen die falsche, wie sich später herausstellte. Nach dem Fehlschlagen dieses derben Romeo-Acts spannte ich Lucas ein, sie in mein Zimmer in London zu bringen. Lucas, selbst Amerikaner aus Tennessee, schämte sich stellvertretend für alles Amerikanische an ihr – die aggressive Oberflächlichkeit, das laute Gehabe und die aufdringliche Unbescheidenheit – und flehte mich an, ihn nicht zum Vermittler einer Liebe zu machen, die verdammt sei, und ihn damit an allem, was noch kommen würde, mitschuldig zu machen.

Ich hörte nicht auf meinen Botschafter.

Er brachte sie zu mir, lieferte sie bei mir in der Rugby Street 18 ab und verschwand.

Auf dem niedrigen Tisch lagen die Trophäen des ersten Tages. Sie flatterte herein wie ein Vogel, quirlig, aufgedreht, nervös, umgeben von einer einzigartigen kobaltblauen Aura. Sie keuchte meinen Namen wie einen Stoßseufzer.

Sie sagte: »Ted.«

Sie sah das Haarband, die Ohrringe und fügte hinzu – als

hätte sie mit dem Aussprechen meines Namens zu viel Sehnsucht preisgegeben –, »der schwarze Räuber«. Mit diesem Epitheton bedacht, kam ich mir vor wie der Bösewicht aus einem Kindermärchen, doch ein paar Minuten später begriff ich, dass sie sich mit diesem Bild zitierte. Immer noch mit der Unrast der Reisenden sagte sie, dass sie in den Stunden nach unserer ersten Begegnung ein Gedicht für mich geschrieben habe. Sie setzte sich, zog zwei beschriebene Seiten hervor – ich erhaschte einen Blick auf ihre Handschrift, die pubertären Rundungen eines Backfischs – und präsentierte mir mit amerikanischem Zungenschlag ihr Bild von mir, einem frauenverschlingenden Raubtier, einem Panther, der sie verfolgte.

»Nicht lang, dann bringt er mir den Tod.«

»Ich hoffe, du bist nicht hellseherisch veranlagt«, flachste ich, als sie geendet hatte und mich plötzlich schüchtern ansah.

»Oh, aber das bin ich sehr wohl«, sagte sie vollkommen ernst.

Hunderte Beispiele wird sie mir liefern, wie recht sie damit hatte, Beispiele für diese gruselige Fähigkeit, Gedanken zu lesen, Geschehnisse vorherzusagen, Gefahr zu wittern, aus kilometerweiter Entfernung zu wissen, was ich tue, denke, erlebe. Da ich die Sehergaben meiner Mutter in den Genen habe, schreckt dieses Talent mich nicht. Vielmehr gibt es mir das Gefühl, erneut von einem Schutzengel begleitet zu sein, im selbstverständlichen Kontakt mit den Abwesenden.

Wir saßen einander gegenüber, erzählend, zuhörend,

entdeckten eine erstaunliche Gemeinsamkeit nach der anderen, die geteilte Liebe zu Yeats, Blake, Lawrence, Dostojewski. Über das Doppelgängermotiv in dessen Werk hatte sie ihre Abschlussarbeit am College geschrieben, das sie mit Auszeichnung bestand, und sie redete angeregt über das teuflische Schatten-Ich, diese schwarze Seite unseres Selbst, unseren Untergang, unseren Tod. Und dass sie sich nun mit Racine befasse, mit der Leidenschaft als Schicksal in *Phèdre* – natürlich auch mein kontinentales Lieblingsstück. Unversehens zitierten wir mit verteilten Rollen unsere liebsten Alexandriner – sie als die wahnsinnige Selbstmörderin Phädra, ich als der fälschlich beschuldigte Hippolyt –, womit sich schon damals eine fatale Rollenverteilung abzeichnete. Sie erzählte unter lautem Auflachen, dass sie vor drei Wochen ihren Essay über *Phèdre* von ihrer Lieblingsdozentin und Tutorin in Cambridge mit einer Randbemerkung zurückbekommen habe, dass ihre Studentin die schicksalshafte Leidenschaft in dieser Tragödie doch ein wenig zu eng gesehen hätte, dass Racine nun wirklich nicht den Holocaust daraus gemacht hätte, den sie darin sehe.

Da ich weiß, wie wir Dichter von den Territorien angezogen werden, die ein anderer Dichter mit seinen Duftmarken abgesteckt und besetzt hat, erzählte ich, dass sie jetzt dort sitze, wo Dylan Thomas einst gesessen und sich mit dem Vater meines Freundes Daniel betrunken habe. Sie stand auf, kniete nieder und küsste den Holzboden. Und ich, der so lange ein Verächter der Liebe gewesen war, verfiel ihr mit jeder der vierundzwanzig Stunden, die sie mir schenkte, mehr, verfiel dieser irisierenden, nicht festzumachenden Schönheit, dem Akzent von Massachusetts, verfiel

meiner Doppelgängerin. Als sie sich nach ihrem Kniefall vor dem Barden erhob, um ins Hotel zurückzukehren, drückte ich sie an mich, hob sie hoch, wirbelte sie herum, küsste sie, spürte den Schauer ihrer heftigen Erregung, sog den Moschusgeruch tief durch die Nase ein.

»Bleib«, sagte ich.

»Komm mit«, sagte sie.